

originell. Sie alle sind dem 19-Punkt-Programm des berühmten *Niyogi Committee* entnommen, das sie schon vor acht Jahren ganz Indien vorschreiben wollte.

In der Opposition, die die christliche Mission in einem sonst durch seine außerordentliche Toleranz bekannten Lande wie Indien beim Papstbesuch findet, zeigt sich klar die Last der kolonialen Hypothek, die die Missionskirche Indiens weiter mit sich schleppen muß. Aber auch die Last des Kreuzes Christi wird offenbar, das nicht nur Juden und Griechen, sondern auch Indern als eine Torheit erscheint. Würde Jesus Christus, unser Herr und Gott, damit zufrieden sein, das eine Wort, das Er über sich gesprochen hat, etwas zu „indisieren“ und aus dem: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ ein „Ich bin ein Weg zur Wahrheit und zum Leben“ machen, — Er könnte sicher sein, daß Er von Indien mit Begeisterung als der zehnte *Avatar Vishnu's* angenommen würde . . .

MISSIONSKLERUS — GEDANKEN UND VORSCHLÄGE *

von Amand Reuter

Der dritte und abschließende Teil der *Propos sur le clergé missionnaire* (33—45) von J. BRULS trägt die Überschrift: *Vers la reconversion des religieux missionnaires*. Es handelt sich also um Mitglieder von Ordensgesellschaften, in der Hauptsache um Ordenspriester, die in der allgemeinen Missionsarbeit eingesetzt sind und damit ihrer eigenen und eigentlichen Tätigkeit und Zielsetzung entfremdet zu sein scheinen. Für diese Beurteilung ihrer Lage führt der Verfasser Zeugnisse und sogar Klagen von Ordenspriestern aus den Missionen an, die sich angesichts ihrer als notwendig hingenommenen Alltagsarbeit die Frage stellen, ob sie nicht besser daran getan hätten, einfach Weltpriester oder Mitglieder von Missionsgesellschaften im eigentlichen und ausschließlichen Sinn zu werden. Daran schließt sich die weitere Frage an, ob eine Gruppe von „Spezialisten der Wortverkündigung“, also von Predigerbrüdern oder „Volksmissionaren“, den einheimischen Bischöfen noch von Nutzen sein könnte? Für die Beantwortung dieser Frage, die zugleich in das Thema des Artikels einführt, hält der Verfasser zunächst einen Rückblick für notwendig.

1. — *Die geschichtliche Entwicklung* gibt die Erklärung ab für die erst ein Jahrhundert alte Tatsache, daß es heute in den Ländern von Afrika oder Asien „Gebiete“ der Dominikaner, Jesuiten und anderer Ordensgesellschaften gibt. In den alten Missionen predigten die von ihren Obern ausgesandten Ordensleute das Evangelium über ganze Erdteile hin, ohne dort irgendwie die auf bestimmte Gebiete beschränkte kirchliche Amtsgewalt auszuüben. Zwar grenzten die Päpste gewisse Einflußzonen ab, die bestimmten Ordensgesellschaften ausschließlich vorbehalten waren, aber das geschah nur zur Vermeidung von weiteren Streitigkeiten unter den Orden, die schon so viel Schaden angerichtet hatten. Als die Kongregation für die Glaubensverbreitung im 17. Jahrhundert die Neuordnung und Weiterentwicklung des Missionswerkes übernahm, gab sie ihren

* Vgl. ZMR 48 (1964) 285—292

eigenen *Vikaren* Vollmacht über *alle* Missionare eines Gebietes, ohne Rücksicht auf ihre Ordenszugehörigkeit. Diese Maßnahme sollte die Handlungseinheit sicherstellen, stieß aber auf ungezählte Widerstände und veranlaßte endlose Streitereien nebst den diesbezüglichen römischen Erlassen, ohne jemals die erhoffte Wirkung wirklich zu erzielen.

Auch aus diesem Grunde bildete sich im 19. Jahrhundert ein neues System heraus, das ungefähr hundert Jahre gültig bleiben sollte, bis zur Gründung der einheimischen Bistümer. Die neue Formel — zuerst 1827 in Cochinchina, und 1836 in Ozeanien angewandt — bestand darin, daß ein genau begrenztes und verhältnismäßig beschränktes Gebiet, aus dem sich zukünftige Diözesen entwickeln könnten, ausschließlich einem einzigen Orden oder einer Genossenschaft anvertraut wurde. Dieses Regime hat zwar eine Reihe von Nachteilen für die Missionen mit sich gebracht, die in den Enzykliken der Päpste Benedikts XV, Pius' XI und Pius' XII herausgestellt und bekämpft werden; aber aufs Ganze gesehen muß man anerkennen, daß es eine bis dahin niemals erreichte Entwicklung der Missionen möglich gemacht hat. Die weltweite Einpflanzung der Kirche, fürderhin eine erfreuliche Tatsache, ist letzten Endes die Frucht dieses Regimes, auch wenn es manchmal eine Zeitlang die Verwirklichung der örtlichen Kirchen aufhalten hat.

Aber diese Art und Weise, in einem bestimmten Gebiet *alle* kirchlichen Aufgaben einem einzigen Orden oder Institut anzuvertrauen, hat die eingangs erwähnte Lage wie ein Verhängnis mit sich gebracht. Ungeachtet der Eigenart ihres Ordens oder der Kongregation mußten die Ordensleute ein vielseitiger Klerus werden, der sich, von einem Gebiet zum andern, höchstens noch durch die Form des Kleides, einige Sondergewohnheiten und eine eigentümliche Färbung der Spiritualität unterschied. Diese Handlungsweise sah sich durch eine Dringlichkeit gerechtfertigt, die der Aufruf der Päpste noch kräftig unterstrich — ohne aber verhindern zu können, daß unter den Betroffenen auch die Meinung vertreten wurde, ihre eigene Berufung würde zu leicht zum Opfer gebracht. Es handelte sich jedoch dabei nur um eine vorübergehende Ersatzlösung, bis zur Heranbildung eines einheimischen Klerus, dem das Gebiet nicht mehr auf Zeit „anvertraut“ werden könnte, sondern endgültig „übergeben“, als seiner natürlichen Obrigkeit.

Diese Zeit ist nun da oder doch in der Mehrzahl der „Missionsländer“ sehr nahe gerückt. Die Orden und Kongregationen werden somit frei, ihre „Rückverwandlung“ vorzunehmen und zu ihrer besonderen Zielsetzung zurückzukehren.

In der Ausführung ist diese Umstellung aber gar nicht so leicht wie man glauben könnte. Gewohnheiten haben sich gebildet: nicht nur Lebensgewohnheiten bei den einzelnen Missionaren, die sich in eine vielseitige Tätigkeit stürzen mußten, und deren Ablösung den Vorgesetzten im Einzelfall manche schwierige Lösung auferlegen mag; folgenschwerer sind die Gruppen-Gewohnheiten, und unter diesen ist zweifellos die gefährlichste, „Mission“ im Sinne von Gebieten zu verstehen, die dem Institut samt und sonders anvertraut sind. Mit den nötigen Veränderungen herrscht da ein psychologisches Klima, das dem Klima der politischen Entkolonisierung vergleichbar ist. Nach einem Wort von Monsignore Costantini aus dem Jahre 1924 (damals Apostolischer Delegat in China) „wird die Mission wie ein Eigentum der Kongregation aufgebaut, eine Sache, die zum Selbstzweck wird, ein *Ruhm* für die Genossenschaft. Der wahre Ruhm aber besteht darin, daß man den Platz frei macht für die örtliche Kirche“. Heute haben das alle Missionare eingesehen. Aber von der früheren Auffassung her fehlt es vielleicht noch an Einbildungskraft, um die Wege für die Rück-

verwandlung zu finden, und an Vertrauen in die greifbare Nützlichkeit ihres nun wieder besonderen Berufes im Schoße der jungen Kirchen, die die Missionen von ehemals ablösen.

In Wirklichkeit jedoch kommt in dem Maße, als sich die „Mission“ zur Kirche entwickelt, auch Abwechslung in die kirchlichen Aufgaben, stufen sich die geistlichen Bedürfnisse ab und macht sich die Notwendigkeit der Arbeitsteilung bemerkbar. Von da an ist es wünschenswert, daß auch in den Missionsländern immer mehr die wunderbare Vielfalt der Ordensgemeinschaften in Erscheinung tritt, die Zeugnis ablegt für die Lebenskraft der Kirche. So ist es die Aufgabe der Orden und Kongregationen, im Schoße der jungen Christengemeinden, die aus ihrer „nicht differenzierten“ Tätigkeit hervorgegangen sind, den Platz wieder einzunehmen, den ihnen ihre besondere Berufung im Leben der Kirche vorbehält. Wenn die Ordensleute schon große Dienste erwiesen haben, als es sich gewissermaßen nur darum handelte, die Lücken aufzufüllen, so müssen sie normalerweise noch wertvollere Dienste leisten, nachdem es ihnen endlich vergönnt wurde, „wieder sie selbst zu werden“. Aber es handelt sich nicht nur um die Dienstleistungen; es muß auch darauf hingewiesen werden, daß die Einrichtung des Ordenslebens als solchen für die Reife einer Kirche notwendig ist. Die „Rückverwandlung“ ist demnach die folgerichtige und unentbehrliche Verlängerung der ersten missionarischen Tätigkeit, um die junge Kirche mit einem wesentlichen Bestandteil ihres erwachsenen christlichen Lebens auszustatten.

Ein erstes und *bemerkenswertes Beispiel* für diese „Rückverwandlung“ haben die Mönche gegeben. Der Fall der sogenannten Kontemplativen ist natürlich ziemlich verschieden von der Lage der anderen Ordensleute. Trotzdem hat die Entwicklung ihrer „Missionsgründungen“ als bezeichnend zu gelten. Benediktiner und Trappisten haben großmütig auf den Ruf zur Mission geantwortet, aber ohne sich viel von den anderen Ordensmissionaren zu unterscheiden: sie übernahmen ein Gebiet mit den vielfältigsten Tätigkeiten. Auf diese Weise haben sie einige Mißerfolge erlebt und häufige innere Spannungen zwischen dem „tätigen“ Leben der Mission und ihrem Mönchsideal; in gewissen Fällen haben sie sich mit einem nicht monastischen Missionsinstitut zusammengeschlossen oder gar eine neue Missionskongregation gebildet, wie Mariannhill in Südafrika. Es hat aber auch schöne Erfolge gegeben, und „Gebiete“, die von Mönchen verwaltet wurden, waren und sind heute noch blühende Missionen.

Aber im Lichte der gemachten Erfahrungen und im Zusammenhang einer Kirche in Entwicklung haben sich die Mönchsorden allmählich auf mehr spezifische Gründungen eingestellt. Zu dieser besonderen Aufgabe waren sie durch keinen geringeren als Pius XI in der Enzyklika *Rerum Ecclesiae* (1926) aufgerufen worden. Dem Papst ging es dabei um die geistlichen Wirkungen und Gnaden, die von diesen Stätten des Gebetes und der Arbeit auf das Missionswerk ausstrahlen sollten. Dazu kam der Hinweis auf die Veranlagung verschiedener Missionsvölker für ein Leben in Einsamkeit, Gebet und Beschauung. Als Beispiel stand das Trappistenkloster von Peking vor Augen. Trotzdem blieb der schöne Traum Pius' XI lange Zeit ohne vernehmliches Echo. Vielleicht stimmt die gelegentlich gemachte Bemerkung, daß das Mönchtum als solches nur in einer christlichen Gemeinschaft heimisch werden kann, die schon eine gewisse Reife erreicht hat. Seit 1950 jedenfalls vermehren sich die rein monastischen Gründungen; die Bewegung ist in vollem Gange, und der Vorteil, den die Gegenwart des Mönchtums für die jungen Kirchen bedeutet, wird allgemein, und oft sogar begeistert, anerkannt. Die einheimischen Berufe vermehren sich, und es handelt sich um eindeutig monastische Berufe; denn die Doppelsinnigkeiten von ehemals

sind jetzt ausgeräumt. Ein Mönch ist ein Mönch, und gerade dadurch gibt er vor der Welt ein Zeugnis, das einmalig ist, das beeindruckt und anzieht.

2. — Die „Rückverwandlung“. — Warum, so fragt der Verfasser nun, sollte das, was mit den Mönchsorden geschehen ist, nicht für andere Orden und Kongregationen Wirklichkeit werden? Freilich, sie unterscheiden sich nicht ebenso deutlich vom Weltklerus. Der heilige Don Bosco war ein italienischer Weltpriester, als ihm die Not der Jugend lebhaft zum Bewußtsein kam und er mit seiner ganzen glühenden Seele daran ging, Lösungen zu suchen, und zu diesem Zweck nach und nach die Männer um sich scharte, die zur Keimzelle der salesianischen Gesellschaft werden sollten. Heute nehmen sich auch andere der Jugend an, aber es scheint folgerichtig, daß die Salesianer nach Maßgabe ihrer Treue gegen den Geist ihres Stifters in einem ganzen Tätigkeitsbereich ein besonderes Charisma und eine Tradition besitzen, die sie selbst auf anderen Gebieten nicht hätten, und die andere nicht auf gleiche Weise besäßen. Und nun spinnt der Verfasser in geradezu dichterischer Verträumtheit den Wunsch Pius' XI weiter und spricht von einem neuen Franz von Assisi in einem der unterentwickelten Länder Asiens oder Afrikas, der mit seinen Minderen Brüdern gegen die Versuchung der Bürgerlichkeit und der Macht, die auch Missionskirchen befällt, mit Wort und Beispiel ein unmißverständliches Zeugnis ablegt für die Werte der evangelischen Armut und für die vollkommene Freude . . . Auch für die Predigerbrüder und ihre Anstrengungen und Erfolge auf dem Gebiet der Wissenschaft und des Apostolates böten die Missionskirchen vielfältige Möglichkeiten, die auf der Linie ihres besonderen Berufes lägen.

Aber das ist gar kein Traum mehr, das ist schon Wirklichkeit: die Rückverwandlung ist an vielen Orten der Missionswelt bereits in vollem Gange. Wenn gewisse Kongregationen oder „Provinzen“ sich auch noch still verhalten, so werden sie doch über kurz oder lang einsehen müssen, daß sie mit ihrem Festhalten an fast vergangenen Formeln nicht mehr dem Anruf der Zeit entsprechen und sich selbst in den Augen der Jungen entwerten, die sich angesichts einer bestimmteren und zeitgemäßerer Berufung zu ihnen hingezogen fühlen würden. Eine Zufallsbegegnung mit einem jungen Karmeliter liefert dem Verfasser das Beispiel für diese Feststellung. Der Neupriester zeigte sich glücklich darüber, in ein Missionskloster geschickt zu werden, wo er im Einklang mit seinem besonderen Beruf tätig sein kann. Ein Jesuit versicherte kurz danach, daß man bald auch im Kongo Jesuit würde sein können, wie anderswo auch — freilich in einem verschiedenen Stil, den die kongolesischen Mitbrüder mitbringen.

Diese Bemerkung über einen *neuen Stil* ist sehr wichtig. Wenn man in Afrika die Prediger gern sieht, die zu den Söhnen des hl. Dominikus gehören, so sähe man dort einen Lacordaire nicht ebenso gern; der Predigerbruder in Afrika muß das unveränderliche Wort Gottes in einer Art und Weise verkünden, die seine afrikanischen Zuhörer ansprechen wird, und wie kann er das wirklich tun, wenn er nicht selbst Afrikaner geworden oder wenigstens tief von dem Lande gezeichnet ist? Dasselbe gilt für die übrigen Orden und Kongregationen. Eine echte „Rückverwandlung“ setzt also eine „Einheimischwerdung“ (*indigénisation*) voraus: die einfache „Aufnahme“ von eingeborenen Mitgliedern genügt nicht. Man muß ihnen auch zum richtigen Zeitpunkt die Freiheit lassen, in der Treue gegen den Geist des Stifters und in den Überlieferungen des Instituts, aber auch in einem echten Dialog mit ihrem eigenen Volke diesen neuen Stil zu finden, der es ihrer Berufung möglich machen wird, sich mit voller Echtheit auszudrücken.

Einmal in diese Perspektiven hineingestellt, werden sich die örtlichen Berufe von den zweideutigen Elementen frei machen, mit denen sie sich zur Zeit der „Gebiete“ von Ordensgesellschaften belastet haben. Solange er nur eine einzige Ordensfamilie sichtbar vor sich hatte, und diese unterschiedslos alle kirchlichen Aufgaben erfüllte, war es für den jungen Christen in Afrika oder Asien sehr schwer, sich eine richtige Vorstellung zu machen, was der Beruf eines Benediktiners, Franziskaners oder Jesuiten ursprünglich ist. So trat er schließlich nur deshalb in diese oder jene Gesellschaft ein, weil er keine andere kannte, oder weil er hoffte, dort besser eingeordnet, zuweilen auch besser ausgebildet zu werden als beim Weltklerus. Das waren unglückliche Folgeerscheinungen einer zwar rechtmäßigen, aber ungesunden Lage. Wenn erst alle Orden oder Kongregationen wieder ihren richtigen Platz einnehmen, werden sich die Berufe ihrerseits richtig entscheiden, zum wahren Wohl der Einzelnen, der Ordensgemeinschaften und auch der Kirche. Diese Berichtigung wird es den Ordensgesellschaften auch möglich machen, sich furchtlos für die notwendigen Anpassungen zu öffnen und den ganzen Reichtum ihrer geistlichen Kräfte in den Dienst der im Wachstum begriffenen jungen Kirchen zu stellen.

Diese Rückverwandlung scheint jedoch besonders schwierig zu sein für die *Missionsgesellschaften* im engeren Sinn, die ihre Entstehung dem Aufschwung des Missionswerkes im 19. Jahrhundert verdanken und alle ihre Mitglieder für diese eine Aufgabe bestimmen. Ganz auf die „gebietsmäßige“ Missionsarbeit eingestellt, sind sie zwangsläufig vielseitig und können nicht aufhören es zu sein, ohne ihre Wesenart zu verändern. Ist deshalb der vorschnelle Schluß berechtigt, der zuweilen auch innerhalb dieser Gesellschaften bis zur Mutlosigkeit gezogen wird, daß diese Art des Ordenslebens zum Aussterben verurteilt sei? Bei nüchterner Betrachtungsweise müßte man ihr Verschwinden hinnehmen, wenn kein Bedarf mehr für sie vorhanden wäre. Aber sind diese ausschließlichen Missionsgesellschaften wirklich daran, ihre Daseinsberechtigung zu verlieren? Nur eine wirklichkeitsfremde Beurteilung der Lage könnte das behaupten.

Gewiß, die jungen Kirchen entwickeln sich; aber von Ausnahmen abgesehen, wird es noch viel Zeit und Anstrengung brauchen, bis sie ausreichend mit Priestern versorgt sind. Damit ist der Weg für die Missionsgesellschaften vorgezeichnet: ein klar und großmütig zu vollziehender Rollentausch. Nach und nach muß den einheimischen Priestern und Ordensleuten die Leitung und die Verantwortung für das *gesamte* Wirken der Kirche in ihrem Land übergeben werden. Die Missionare, die bisher dieses Werk geleitet haben, müssen auf die Stufe von „Mitarbeitern“ herabsteigen und vorbehaltlos die Anweisungen ihrer Schüler annehmen und ausführen. Diesen Weg hat Pius XII in der Enzyklika *Evangelii Praecones* gewiesen, wo er die weitere Mitarbeit der Ordensgesellschaften mit dem neuen einheimischen Bischof wünscht, wie in den anderen Diözesen der Welt auch; so werden die Ordensleute, obwohl fremd im Lande, doch nützliche „Helfer“ bleiben.

Diese Art von Rückverwandlung, so einfach und folgerichtig, müßte auch ebenso leicht erscheinen, da sie nichts anderes ist als die Besiegelung der Missionsanstrengungen, die die Einpflanzung der Kirche bezweckten. In Wirklichkeit aber ist sie für die, die sie innerlich miterleben, vermutlich schwieriger und schmerzlicher als die Rückverwandlung der Orden und Kongregationen mit besonderer Zielsetzung. Denn diese geben nur einen vorübergehenden Dienst auf, um ihre geistliche Eigenart wieder neu und wahr zur Geltung zu bringen. Die „Missionsgesellschaft“ dagegen muß sich selbst viel gründlicher auslöschen, sie kann nicht mehr Listen von eigenen Gebieten, mit eigenen Bischöfen und mit

all ihren Leistungen für die Gesellschaft aufweisen, sondern muß sich bescheiden in eine Kirche einordnen, wo sie viel weniger beachtet werden wird. Man darf dem Ordensmann die Liebe zu seiner Genossenschaft nicht zum Vorwurf machen, aber er darf diese bloß als das lieben, was sie ist: nur eine Zelle in der Kirche und für den Dienst an der Kirche, der schließlich die größere Liebe und Hingabe gehört. So hat es der heilige Paulus verstanden, als er sich selbst und Apollo nur am Dienst des Glaubens gemessen wissen wollte (1 Kor 3, 5—7).

3. — *L'esprit diocésain*. — Unter dieser letzten und nicht leicht zu übersetzenden Überschrift führt der Verfasser seine Gedanken und Vorschläge dem Gipfel und dem Ende zu: *Ja sagen zur Diözese und ihrer Einheit*. Er beruft sich dafür auf das bekannte Wort des Papstes Johannes XXIII, wonach „Welt- und Ordenspriester ein Ganzes bilden und zusammen den Klerus der Diözese ausmachen, im Dienste der Seelen und unter dem väterlichen Blick des Bischofs“.

Demgegenüber wird zunächst auf eine Gefahr hingewiesen, die für die jungen Kirchen eine Erbschaft aus der vergangenen Epoche darstellt: die Kongregationen hatten „ihre“ Gebiete und „ihre“ Bischöfe, die Weltpriester haben jetzt „ihre“ Bischöfe für „ihre“ Diözesen. Dabei scheint die zweite Situation die erste auszuschließen. Aber diese Auffassung würde dem Bischof ungehörlich Abbruch tun, der niemals nur als der Bischof eines Ordens oder einer Kongregation galt, auch wenn er aus ihren Reihen ausgewählt war. Ob Welt- oder Ordenspriester hat für den Bischof nicht mehr zu bedeuten als seine rassische oder völkische Zugehörigkeit: Er ist der Hirte einer Kirche, zu der, eindeutig und an hervorragender Stelle, auch die Ordensleute der Diözese gehören. Ihr Dienst in und an den örtlichen Kirchen vollzieht sich, wie ein Ordensmann schreibt, nach Maßgabe der allgemeinen Sendung, die sie von der Kirche empfangen haben, die auch im Hinblick auf die Diözese ihre erste und heiligste Verpflichtung darstellt. Deshalb dürften sie sich auch von niemand in ihrer Ergebenheit gegen den Bischof übertreffen lassen, das Abbild Christi, der nicht nur die Diözese verkörpert, sondern auch das allgemeine Bischofsamt der Kirche, das vom Heiligen Geist beseelt ist, und dem sie mit der ganzen Kraft ihres Berufes zugehören wollen. Demgemäß muß der Bischof in seiner Amtsführung und Fürsorge der gemeinsame Vater *seiner* gesamten Geistlichkeit sein.

Trotzdem wird es in dem Verhältnis zwischen dem Bischof und den Ordensleuten seiner Diözese immer einige empfindliche Punkte geben. Einmal hat der Bischof über den Ordensklerus seiner Diözese nicht dieselbe volle Verfügungsgewalt wie über seinen Weltklerus. Denn der Ordensmann muß der eigentümlichen Berufung seines Institutes treu bleiben, die der Bischof demgemäß auch achten und schützen muß: er darf also von „seinen“ Ordensleuten nichts verlangen, was mit dieser Berufung unvereinbar wäre. Seine Gewalt wird notwendig und rechtmäßig begrenzt durch die inneren Erfordernisse der Ordensgesellschaft. Schon zur Zeit der „ordenseigenen“ Gebiete befand sich der Bischof, der doch ihr Mitglied war, tatsächlich oft in Abhängigkeit vom Gebietsobern der Gesellschaft. Um mögliche Konflikte zwischen der bischöflichen Gewalt und den Vorschriften der Ordensregel zu vermeiden, wird man also bemüht sein, Ersatzlösungen für die früheren Formeln zu suchen. Eine dieser Lösungen besteht darin, in der Diözese einen „Distrikt“ auszusondern, wo sich die Mitglieder einer Ordensgesellschaft, als „Familie“ gruppiert, nach eigener Art einrichten können, unter dem väterlichen, aber doch ziemlich entfernten Auge des Leiters der Diözese. Eine zweite und radikalere Lösung, die sich auf den Diözesancharakter der beiden Arten des Klerus stützt, wäre die Übergabe einer Diözese an die eingeborenen Mitglieder einer Kongregation, denen der Weltklerus Hilfe leistet.

Keine dieser Lösungen scheint sehr glücklich zu sein: die erste bringt, wenn auch vermindert, die Gefahr für das zurück, was Kardinal Costantini den „Jurisdiktionsfeudalismus“ nannte; die zweite kommt zwangsläufig dahin, aus dem Weltklerus einen Klerus zweiter Klasse zu machen. Trotzdem stößt keine dieser Lösungen auf grundsätzliche Bedenken; wenn man sich in gewissen Fällen zu ihrer Annahme entschließen mußte, wären ihre Nachteile mittels einer starken Diözesangesinnung aufzuwiegen.

Vielleicht darf angemerkt werden, daß der Verfasser, dessen Gedanken und Vorschläge so genau wie möglich wiedergegeben wurden, den Tatsachen nicht ganz gerecht zu werden scheint. Die Zweiteilung der Gewalt über die Ordensmissionare entspricht dem Willen der obersten kirchlichen Missionsbehörde und ist für die „ordenseigenen Gebiete“ in der *Instructio* von 1929 zur verbindlichen Norm erklärt worden. Im Durchschnitt dürfte sich das darin festgelegte rechtliche Übergewicht des kirchlichen Missionsobern und seiner Interessen auch praktisch bemerkbar machen. Das könnte sogar der Grund sein, warum Missionsbischöfe sich gelegentlich gegen die Ablösung des Missionsstatuts wehren, obwohl die zuständige Ordensleitung zur Übergabe des Gebietes an den einheimischen Weltklerus bereit wäre. Die Ernennung eines einheimischen Ordensmitgliedes zum Missionsbischof dürfte eher eine normale Zwischenlösung auf dem Wege zur Reife und Selbständigkeit sein als ein Mittel zur ohnehin nicht möglichen Verewigung des „Besitzes“ eines Missionsgebietes durch die entsprechende Ordensgesellschaft.

Was sodann die „ordenseigenen Distrikte“ oder „Familien-Missionen“ innerhalb von einheimischen Weltpriesterdiözesen angeht, so dürfte nicht unbekannt sein, daß dieses System, für das sich der Name *regio missionalis* eingebürgert hat, von der päpstlichen Missionsbehörde nicht eingeführt oder angenommen worden ist, um die Missionsgesellschaften zu begünstigen, sondern um die „Missionen“ selber zu erhalten oder nach der „Ablösung“ weiter zu entwickeln. Weil der örtliche Klerus aus dem Weltpriesterstand meistens nicht zahlreich genug ist und an erster Stelle für die Betreuung der bereits entwickelten Gebiete der jungen Diözese benötigt wird, praktisch also für die Pfarrseelsorge und die Verwaltung, ist die Übernahme eines besonderen „Distriktes“ durch die frühere oder eine neue Missionsgesellschaft ein rechtlich und praktisch geeignetes Mittel, um die noch erforderliche Missionsarbeit in den weniger entwickelten Teilen des Bistums weiterzuführen und sie zur vertraglich vereinbarten Zeit mit der Rückgabe des Gebietes an den Bischof abzuschließen — sofern der „Distrikt“ nach dem Willen der obersten kirchlichen Missionsleitung nicht zum Kern einer neuen Missionsdiözese wird. Sachkenner sprechen gerade diesem System eine entscheidende Bedeutung für die Zukunft der Missionen zu. (Vgl. XAV. PAVENTI, *Breviarium Iuris Missionalis*, 21960, 45—48)

Im übrigen hat der Verfasser der *Propos sur le clergé missionnaire* recht mit seiner letzten Feststellung, daß die Art und Weise, in der sich die Ordensleute nach Maßgabe ihrer besonderen Berufung und Zielsetzung in eine Diözese einfügen, ein weiterer empfindlicher Punkt ist. Wünschenswert ist eine Einordnung im Sinne und zur Förderung der gemeinsamen Aufgaben, einer *pastorale d'ensemble*, deren Leitung in der Diözese beim Bischof liegt, und im Lande bei der Bischofskonferenz. Die Orden und Kongregationen sollten bei der Entwicklung ihrer eigenen Werke und bei der Aufführung und Ausstattung ihrer Bauten die notwendige Rücksicht nehmen auf die allgemeinen Verhältnisse der Diözese und sich mit Bescheidenheit denselben anpassen, unter Achtung der Rechte des Ortsbischofs und in steter Verbindung mit ihm. So kann ihr Beitrag

auf Anerkennung hoffen und bringt ihre Mitwirkung Früchte des Heils im Dienste Christi und in der Gnade des Heiligen Geistes (vgl. 1 Kor. 12, 4; 12, 12; Eph. 4, 12—13).

BERICHTE

DIE KOREANISCHE KATHOLISCHE WOCHENZEITUNG *CATHOLIC SHIBO*

von *Stephan Kim*

Korea ist mit durchschnittlich 40 000 Bekehrungen pro Jahr eines der fruchtbarsten Missionsländer Asiens. Durch den Eisernen Vorhang am 38. Breitengrad vom asiatischen Kontinent, durch die politischen Spannungen vom Nachbarstaat Japan abgetrennt, ist Korea in wirtschaftlicher, politischer und religiöser Beziehung auf eine isolierte Basis gedrängt worden. Diese Situation hat auch zur Folge, daß nur wenige ausländische Missionsgesellschaften bisher die Missionsarbeit in Korea aufgenommen haben. Mehr als die Hälfte der Priester entstammen dem einheimischen Klerus, und, obwohl die Missionstätigkeit der katholischen Kirche vollste Freiheit genießt, ist die Zahl einreisender ausländischer Missionare sehr gering. Die Bekehrungswelle, die nach dem Koreakrieg eingesetzt hat, hat sich zu einer ständigen, beinahe als normal zu empfindenden Glaubensbewegung ausgestaltet. Auf einen Priester entfallen durchschnittlich 140 Bekehrungen pro Jahr. Dabei ist festzustellen, daß die Bekehrungen in den Städten, und hier wiederum insbesondere unter den intellektuellen Schichten der Bevölkerung, sehr zahlreich sind. Die Autorität, die die katholische Kirche im öffentlichen Leben genießt, ist beachtlich. Bei 550 000 Katholiken in einer Bevölkerung von 25 Millionen Einwohnern stellt die katholische Kirche eine Minderheit von 1,9 % dar. Dennoch ist es z. B. gelungen, bisher die Legalisierung der Abtreibung durch offiziellen Protest der Bischöfe Koreas zu verhindern.

Es ist offensichtlich, daß die Kirche innerhalb der koreanischen Gesellschaft eine entscheidende Bedeutung für die Entwicklung Koreas besitzt. Deshalb muß es als eine der ersten Pflichten und Aufgaben der Kirche gelten, christliche Wahrheit auch durch das Medium der Presse im katholischen Volk und darüber hinaus unter den nicht-christlichen Bevölkerungsschichten zu verbreiten und zu festigen. Gerade die intellektuellen Schichten der Bevölkerung, die sich der Kirche zuwenden, müssen mit der Lehre der Kirche vertraut gemacht werden können, wenn sie imstande sein sollen, im öffentlichen Leben den Standpunkt der Kirche zu vertreten.

Einschlägige katholische Literatur in koreanischer Sprache ist derzeit noch sehr minimal, so daß die Aufgabe der religiösen, theologischen, zeitkritischen Bildung in erster Linie den Monats- und Wochenzeitschriften zufällt. Die unter dem Patronat des Erzbischofs von Taegu, Exzellenz Johannes B. SYE, erscheinende *Catholic Shibo* ist die einzige katholische Wochenzeitung Koreas. Seit 1960 steigt die Auflage ständig um 2000 Exemplare durchschnittlich pro Jahr, und sie hat derzeit eine Auflage von 13 220. Immer mehr hat sich in den